

# MARTINA PARKER

# MISS VERGNÜGEN



Kriminalroman

GMEINER





**MARTINA PARKER**  
**Miss Vergnügen**



**MARTINA PARKER**

# **Miss Vergnügen**

**EIN MISS BROOKS KRIMI**

**GMEINER**



Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Bei Fragen zur Produktsicherheit gemäß der Verordnung über die allgemeine Produktsicherheit (GPSR) wenden Sie sich bitte an den Verlag.

*Personen und Handlung sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig  
und nicht beabsichtigt. Ausnahmen sind Personen des öffentlichen Lebens,  
mit denen eine Namensnennung abgesprochen wurde.*

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2025 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 075 75 / 20 95 - 0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd  
Satz: Julia Franze  
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart  
Illustration und Coverdesign: Magdalena Zotti  
ISBN 978-3-7349-3431-5

*Wenn die Welt untergeht, hält man sich am besten in Wien  
auf – dort passiert nämlich alles ein paar Jahre später.  
Anonym*

# INDEX

Kapitel 1 _ Mandelflan	9
Kapitel 2 _ Sorgenfresser	19
Kapitel 3 _ Pinocchio	25
Kapitel 4 _ Berties Bart	34
Kapitel 5 _ Giselle	43
Kapitel 6 _ Am Mühlwasser	57
Kapitel 7 _ Im Café Pinguin	69
Kapitel 8 _ Die Polizei recherchiert bei <i>Très Loué</i>	81
Kapitel 9 _ Miss Brooks bei der Schulung	90
Kapitel 10 _ Miss Brooks trifft Stanzi	103
Kapitel 11 _ Die <i>Parfum Oscars</i>	124
Kapitel 12 _ Die WEGA kommt	138
Kapitel 13 _ Die Fensterguckerin	153
Kapitel 14 _ Ausgesetzt	171
Kapitel 15 _ Erwartungserfüller	188
Kapitel 16 _ Die Hölle ist nichts	199
Kapitel 17 _ Die Sprache der Pferde	213
Kapitel 18 _ Die Pressereise	223
Kapitel 19 _ Einbrennte Hund	243
Kapitel 20 _ Der Event	252
Kapitel 21 _ Suzy und das Geld	263
Kapitel 22 _ Die blinde Malerin	274
Kapitel 23 _ Der Kugelstoßer	284

Kapitel 24 _ Der Business Lunch	296
Kapitel 25 _ Jetzt bin ich einmal dran	305
Kapitel 26 _ Die haben meinen Lieblingsduft aufgelassen	318
Kapitel 27 _ Get lost	329
Kapitel 28 _ Doping	340
Kapitel 29 _ Der Nuttenrevolver	351
EPILOG	359
DANKE	367
Leseprobe	
Und so geht es weiter mit Miss Brooks	372
Rezepte	384
Anleitung: Sorgenwürmchen häkeln	388



## KAPITEL 1 \_ MANDELFLAN

*Auf physiologischer Ebene ist Sterben ganz einfach erklärt. Herzschlag oder Atmung hört auf, das Gehirn wird nicht mehr durchblutet, das Bewusstsein erlischt und der Mensch stirbt. Interessant für die Forschung ist dabei folgender Aspekt: Auch wenn Herz und Lunge nicht mehr funktionieren, arbeitet das Gehirn noch einige Minuten lang weiter.*

Jacques Bernard war Franzose, aber er lebte keine Klischees. Er war weder arrogant noch mürrisch, und Käse kam ihm ob seiner Laktoseintoleranz auch nicht mehr auf den Teller. Er dachte genauso oft an Sex wie Männer anderer Nationen. Und er wusste, dass es kein Kompliment war, einer Frau offensichtlich auf die Titten zu starren. Dennoch konnte er seinen Blick kaum abwenden. Die Brüste der Frau waren in ein barockes Korsetts-Kleid geschnürt. Ihr Dekolleté wölbte sich Jacques regelrecht entgegen, prall, üppig. Die Frau begann zu sprechen. Sie war eine, die jedes Wort mit einer Geste unterstrich. Die Brüste begannen dabei zu zittern. Wie milchweißer bebender Mandelflan, die Leibspeise seiner Kindheit.

Jacques verdrängte den Gedanken, wie es sich wohl anfühlen würde, sein Gesicht in diesem Dekolleté zu verbergen, und zwang sich, den Blick zu heben. Die Frau trug eine schwarze venezianische Maske und eine weiße, hoch aufgetürmte Lockenperücke.

»Das ist sehr interessant, was Sie da sagen.« Obwohl nichts von dem vorangegangenen Small Talk in seinen Gehirnwindungen angekommen war, bemühte sich Jacques, mit dieser Floskel den Eindruck von Aufmerksamkeit zu hinterlassen.

»Das ist die Natur. Du kannst nichts dafür«, beruhigte er sich. »Reine Biologie. Du bist ein Mann. Du siehst Brüste. Du reagierst, wie die Natur es vorgesehen hat.«

»In ihren Augen bist du ein geiler alter Bock«, schalt die zweite Stimme in seinem Kopf. »Stell dir vor, ein anderer geiler Bock hätte solche Gedanken beim Anblick deiner Tochter.« Er merkte, wie er bei diesen Gedanken Scham und Wut zugleich verspürte.

Ihm wurde heiß in seiner wattierten Weste und der langen Jacke mit den breiten geknöpften Aufschlägen, die er zu Kniehosen trug. Jacques fand das Kostüm lächerlich, aber er hatte ebenso wie die anderen Gäste keine andere Wahl gehabt. Die *Wiener Porzellanmanufaktur Augarten* hatte zu einem Barockball geladen, der an die Gründungszeit des Unternehmens erinnern sollte – eine Zeitreise ins 18. Jahrhundert, das modisch von Ludwig XIV., dem Sonnenkönig, geprägt war. Jacques fühlte sich aber nicht wie ein Sonnenkönig. Er fühlte sich mit Kniestrümpfen und Schnallenschuhen wie ein Depp. Warum habe ich

das Thema nicht cooler interpretiert, dachte er, als sich ein Kellner mit einem Tablett voller Häppchen galant vor ihm verbeugte. Der Typ musste Model sein. Er hatte eine Kinnlinie, die wie gemeißelt aussah, und trug eine graue Kurzhaarperücke, in der blaue Federn steckten. Er war unglaublich schön. Ein griechischer Gott. Seit Jacques' Gesichtskonturen altersbedingt absackten und sich die überschüssige Haut zu einem Truthahnhalbs formierte, fielen ihm die markanten Kieferpartien junger Männer neidvoll auf.

Zu seiner Überraschung schien seine Gesprächspartnerin den Kellner gar nicht wahrzunehmen. Sie ließ ihre Hand über die dargereichte Platte mit den Häppchen schweben, griff dann zu einem winzigen Flammkuchen mit Ziegenkäse und Birne und schob das Horsd'œuvre in ihren kirschrot geschminkten Mund. Der kleine Schönheitsfleck über der Oberlippe tanzte, während sie kaute.

»Möchten Sie auch?«, fragte der griechische Gott und hielt die Platte Richtung Jacques. Dieser winkte ab. Ziegenfrischkäse enthielt Laktose. Die Servierplatte, ein Produkt der Porzellanmanufaktur, wurde aus seiner Reichweite entfernt. Jacques wusste sogar, was die Platte kostete. Über 400 Euro. Seine Frau hatte erst kürzlich eine gekauft. Nur eine unvorsichtige Bewegung, und schon läge das gute Stück in Bruchteilen von Sekunden in Scherbenform auf dem Boden.

»Wir können die Fotos also gleich machen?« Die Frau sah ihn fragend an und deutete auf die wattierte Kameraschnecke zu ihren Füßen.

»Welche Fotos?«, fragte Jacques.

»Die VIP-Fotos«, sagte die Frau. Ach ja. Der Mandelflan war ja Fotografin. Wie hieß sie noch mal? Katharina, Katrin, Karina? Es war nicht wichtig. Wichtig war, dass sie ihn fotografieren und taggen wollte. Was auch immer das hieß. Jacques war nicht auf Social Media. Das PR-Team seines Konzerns kümmerte sich darum, dass er dennoch ab und zu dort gesehen wurde. Die würden schon wissen, was damit zu tun war.

»Wollen Sie die Fotos hier machen?«, fragte Jacques.

Die Frau lachte. »Nein, das würde zu prahlerisch wirken.« Sie deutete in den Raum, der von einer Pyramide aus Champagnerschalen dominiert wurde. »Die Welt reagiert heute sehr sensibel auf Luxus und Dekadenz. Das ist die Empörungs- und Neidkultur unserer Zeit. Wir konzentrieren uns bei der Bildsprache lieber darauf, was *Augarten* ausmacht. Das präzise Handwerk, die Tradition.«

Sie klopfte mit dem Ringfinger leicht gegen die Oberlippe. »Ich habe mit dem Marketingleiter von *Augarten* besprochen, dass wir die Aufnahmen im Atelier machen dürfen. Das wirkt echter, authentischer, archaischer.«

Jacques nickte. Archaisch klang gut. Das klang nach gemeißelter Kinnpartie.

»Meine Assistentin sucht gerade die Geschäftsführerin von *Augarten*, die muss natürlich auch dabei sein.« Sie wandte sich suchend um.

»Natürlich«, sagte Jacques und versuchte, seiner Stimme keinen allzu enttäuschten Klang zu geben. Kurz hatte er gehofft, das mit den Fotos wäre nur ein Vorwand gewesen.

Dass diese schöne Frau ihn in das Atelier der Porzellanmanufaktur locken wollte, um ihn zu verführen. »Du bist ein alter Narr«, schalt er sich selber. »Du bist zwar nicht mehr der Jüngste, aber reich und einflussreich«, widersprach die zweite Stimme in seinem Kopf. Vielleicht hatte er doch eine Chance bei ihr – nach den Fotoaufnahmen.

Sie packte ihre Fototasche und ging zielstrebig in Richtung Showroom. Jacques folgte ihr. Sie kamen vorbei an Vitrinen, in denen das »weiße Gold« perfekt ausgeleuchtet war. Porzellan von zarter Transparenz, feinem Glanz, makelloser und höchster Farbreinheit. Stilvolle und außergewöhnliche Entwürfe von Josef Hoffmann, Ena Rottenberg, Michael Powolny, Gundi Dietz. Zeitlose Wiener Tradition. Aber Jacques hatte keine Augen für Teller und Tassen. Sein Blick haftete jetzt an dem schwingenden Reifrock der Frau, der ihre schmale Taille betonte. Er hatte Lust, seine Hände um diese Taille zu legen, den Rock zu heben, einen Blick auf ihren Arsch zu werfen. Ob der so schön war wie die Brüste?

Sie öffnete die Tür zum Atelier. Dahinter befand sich eine andere Welt.

Die Welt des Handwerks. Die Arbeitsplätze waren verlassen, aber man erkannte auf einen Blick, dass hier richtig gearbeitet wurde. Links von ihm befanden sich Säcke und Eimer mit den Rohmaterialien: Kaolin, Feldspat und Quarz. Auf diversen Tischen sah man Werkzeuge und Pinsel, Schürzen, Tücher und Schwämme. Eine staubige Scheibtruhe mit abgeschlagenen Gipsmodellen versperrte

den Weg. Der Reifrock kam nur mit Mühe daran vorbei. Jacques tat sich deutlich leichter, das Hindernis zu passieren.

»Wussten Sie, dass ein Spion das Geheimnis des Porzellanmachens nach Wien gebracht hat?« Die Frau drehte sich kurz zu Jacques um. Er konnte ihre Augen unter der Maske nicht gut sehen, aber er war sich sicher, dass sie amüsiert blinzelte.

Jacques schüttelte den Kopf.

»Im Jahr 1717 hat ein Kriegsratsagent von Kaiser Karl VI. einen Arkanisten dazu überredet, das Geheimrezept von Meißen nach Wien zu schmuggeln. Seither gibt es das alles hier.« Sie drehte sich schwungvoll um und deutete mit erhobenen Armen auf ein Regal voller Tassen, die mit winzigen Veilchen bemalt waren. »Auf mich wirkt das, als wäre die Zeit stehen geblieben.«

Sie durchquerten einen weiteren Raum, die Brennerei. Hier war es wärmer. Die Frau musterte ein Regal mit Tellern, die den ersten von 20 verschiedenen Arbeitsschritten durchlaufen hatten.

»Hier, stellen Sie sich bitte davor hin.« Sie blitzte ihn an. »Das ist ein schöner Hintergrund.«

Jacques zögerte. »Sollen wir nicht auf die anderen warten?«

Sie zückte ihr Handy. »Ich mache inzwischen eine Story.«

An seinem fragenden Blick erkannte sie, dass er ein digitaler Dinosaurier war. »Das ist ein kurzes Handyvideo, das auf *Instagram* gepostet wird.« Sie überlegte.

»Schauen Sie in den Ofen hinein, als ob sie das, was drinnen ist, bewundern wollten.« Sie deutete zur Tür des rund zwei Meter hohen Brennofens.

Jacques tat wie geheißen. Der Ofen war leer.

»Nein. Das sieht blöd aus«, befand sie. »Das wirkt, als wären Sie Bäcker und würden Brot backen.«

Sie verließ kurz den Raum und kam mit einer etwa einen halben Meter großen Statue zurück, einem weißen Pferd.

»Da, halten Sie das hoch.«

»Dürfen wir das?«

»Haben Sie etwa Angst?« Ihre Mundwinkel zuckten amüsiert. »*Augarten* lässt mir bei meinen Jobs immer freie Hand.«

Jacques hasste nichts mehr, als wenn ihn jemand als feig bezeichnete, und warf sich in Pose. Das Pferd war schwerer, als er gedacht hatte. Er hob es wie eine Trophäe über den Kopf.

Sie richtete das Mobiltelefon auf Jacques, ließ es dann aber gleich wieder enttäuscht sinken.

»Nein. Ihr Hut, das geht gar nicht. Jetzt sehen Sie aus wie ein Bereiter der *Spanischen Hofreitschule*.«

Jacques nahm den Dreispitz ab. Sein Haar war kurz und grau.

»Ja, das sieht schneidiger aus. Warten Sie. Das nehmen wir im Mittelformat auf.« Sie legte das Handy weg und griff nach der Kamera in ihrer Fototasche.

»Stellen Sie das Pferd wieder ab, hier auf den Tisch. Und jetzt setzen Sie sich davor, hier auf den Schemel, und stüt-

zen Sie eine Hand aufs Kinn. Wie so ein französischer Philosoph. Sie sind doch Franzose. Das ist Ihre Paraderolle.«

So sieht sie mich also, dachte Jacques. Aber er fand, dass französischer Philosoph besser zu ihm passte als Bäcker oder Bereiter.

Sie fuhr fort, ihm Anweisungen zu geben. »Schließen Sie die Augen. So als wären Sie ganz in Gedanken versunken.«

Jacques musste schmunzeln.

»Nicht lachen, ernste Mimik. Entspannen Sie sich. Denken Sie an etwas Schönes.«

Jacques tat wie geheißen.

»Nicht bewegen. Augen geschlossen halten. Ich wechsele jetzt die Kamera. Nicht bewegen. Halten Sie die Pose. Sie sehen großartig aus.«

Ein paar Wimpernschläge lang passierte gar nichts. Jacques hielt die Augen geschlossen. Er dachte an Mandelflan, an weiße Brüste und überlegte, wie ihre Haut wohl duftete. Seine Mimik wurde weich.

Er spürte Schritte, die näherkamen. Jemand umkreiste ihn. War sie hinter ihm? Jacques blinzelte. Das Nächste, was er spürte, war ein gewaltiger Hieb, ein krachender Schlag auf den Hinterkopf. Blitze, die in seinem Kopf explodierten. Dann war alles schwarz.

Als er erwachte, war ihm übel. Er lag im Dunkeln. Er spürte, wie das Blut in seinem Schädel pochte. Gleichzeitig war da dieser Schmerz. Schreckliche Kopfschmerzen. Er griff sich an den Schädel. Spürte Feuchtigkeit. Viel

Feuchtigkeit. Dick. Klebrig. War das Blut? Er sah nichts. Er roch an seinen zitternden Fingern. Kostete. Ein metallischer Geschmack. Ihm war übel. Wo war er? Er versuchte, sich aufzurichten, stemmte sich mit Mühe hoch, brach aber sofort wieder zusammen, fiel auf die Knie. Er war orientierungslos, schwach. »Hilfe«, krächzte er, »Hilfe.« Er versuchte, den Kopf zu heben, aber alles drehte sich. Stöhnend rollte er zurück auf den Rücken, versuchte, die Beine auszustrecken, schaffte es nicht. Es war eng, viel zu eng. Wo war er? In einer Kiste? Wie war er hierhergekommen? Er konnte sich nicht erinnern. Alles war wie ausgelöscht. Die Bilder, die in seinem Kopf auftauchten, hatten nichts mit seiner jetzigen Situation zu tun. Schwarzer, frisch gegossener Teer. Das Gesicht seiner Frau, über das sich ein anderes schob. Schweiß und Tränen rannen über seine Augen. Oder war es Blut? Sein Herz. Es schlug immer schneller. Es galoppierte. Bis in den Hals hinein spürte er das rasende Pochen. Er bekam keine Luft mehr. Dann war da auf einmal Licht. Licht, das aus sechs Löchern in der Wand kam. Und mit dem Licht kam das Feuer. Das Feuer züngelte aus den Öffnungen. Erst nur kleine blaurote Flammen. Aber dann wurden die Flammen länger. War er in der Hölle? Jacques spürte die brennende Hitze, die ihm von beiden Seiten entgegenschlug. Er schrie auf, als die ersten Flammen auf seine Haut trafen. Er versuchte, sich zu einem Ball zu rollen, zu schützen. Aber es gab keinen Schutz. Die Flammen wurden länger, heißer, fordernder. Sie griffen nach ihm. Sie erfassten ihn.

Jacques schrie erneut. Er versuchte noch einmal, sich aufzurappeln, gegen die Wand zu werfen, am Boden zu wälzen, den Flammen zu entkommen. Aber es gab kein Entkommen. Panik. Nackte Panik. Todeskampf. Er musste hier raus. Aber er schaffte es nicht einmal mehr, sich zu bewegen. Er war längst ein Feuerball. Ein weißes Pferd bäumte sich vor ihm auf. Schlag mit den Vorderhufen nach ihm. Gleich würden seine Hufeisen seine Schädeldecke zertrampeln. »Non«, kreischte Jacques, »non!!!« Aber es war zu spät.

## KAPITEL 2 \_ SORGENFRESSER

*Studien haben gezeigt, dass Personen, die unter chronischen Schmerzen leiden, beim Häkeln eine gewisse Erleichterung erfahren können. Die Konzentration und das Eintauchen in diese handwerkliche Tätigkeit können dazu beitragen, die Wahrnehmung von Schmerzen zu verringern, indem sie eine Ablenkung bieten.*

Miss Brooks stach zu. Der Haken packte den Faden. Die Schlinge zog sich zusammen. Eng. Miss Brooks war flink. Sie stach erneut zu, wiederholte ihr Werk. Noch einmal. Und wieder. Und wieder.

Bertram »Bertie« Sprüngli hatte noch nie jemanden so flink häkeln sehen wie seine Schwägerin. Die Handarbeit wuchs vor seinen Augen, nahm Formen an. Wurde zu einer Art Häkelschlange, die begann, sich wie ein Korkenzieher einzudrehen.

Bertie räusperte sich. »Was wird das? Ein Wurm?«

Miss Brooks nickte. »In der Tat, mein Lieber. In England nennen wir sie *Worry Worms*.«

Bertie war verunsichert. War ein *Worry Worm* so etwas Ähnliches wie eine Voodoo-Puppe?

Miss Brooks deutete auf eine Kiste, in der kleine Holz-

kugeln waren. »Das wird der Kopf, aber so weit bin ich noch nicht.«

Zustechen, Faden mit dem Haken packen, Schlinge zuziehen. Ihre Gelenke schmerzten bereits, und ihr linker Zeigefinger war schon ganz steif. Aber sie wusste, sie durfte nicht aufhören zu häkeln. Zustechen, Faden packen, Schlinge zuziehen.

»Sieht nett aus«, log Bertie. Er fand Häkelarbeiten grässlich.

»Ich habe dir neue Wolle mitgebracht«, sagte er.

Die Nadel verharrte für einen Sekundenbruchteil in der Luft, als Miss Brooks ihren Schwager ansah. »Das ist sehr aufmerksam von dir, Bertie, nimm dir doch noch etwas Tee.« Zustechen, Faden packen, Schlinge zuziehen.

»Möchtest du auch noch eine Tasse?«, fragte er.

Miss Brooks schüttelte den Kopf. Zustechen, Faden packen, Schlinge zuziehen.

Bertie hatte keine große Lust auf Tee, aber er nutzte die Gelegenheit aufzustehen gerne. Er ging in die winzige Küche und schaltete den elektrischen Wasserkocher ein. Der Wasserkocher war hochmodern. Eine schlanke Säule aus gebürstetem Edelstahl. Er wirkte in der schäbigen Küche des Ferienhauses so fremd wie ein Raumschiff aus einer fernen Galaxie. Der Wasserkocher hatte Bertie 50 Euro gekostet. Der *Wohntraum am Mühlwasser* hatte 550.000 gekostet. 550.000 Euro für eine 70 Quadratmeter große Holzhütte. Der Wasserkocher war perfekt. Die Hütte war ein Trauerspiel, kackbraun, mit schmiedeeisernen Gittern vor den Fenstern. Die hochbetagten Vorbe-

sitzer hatten nicht nur ihre abgeranzten Möbel dagelassen, sondern auch ihren Geruch. Den Geruch nach alten Menschen, der sich in Böden und Wände, in die schmierigen Küchenfronten, die nussbraunen Möbel und die Fugen der rostrot geflammten Fliesen gefressen hatte. Die Hütte gehört weggeschoben, dachte Bertie. Es war die Lage, die so wertvoll war. Ein Grund am Mühlwasser. Blaue Infrastruktur wird in Zukunft Gold wert sein, sagten die Stadtplaner.

Das Wasser begann sprudelnd zu kochen. Bertie gab einen runden, fadenlosen Schwarzteebeutel in eine Tasse. Das Wasser, das er darüber goss, färbte sich sofort dunkelbraun. Er versuchte, den Beutel per Hand herauszufischen, und verbrannte sich dabei die Fingerspitzen. Er fluchte leise. »Du könntest auch bei uns wohnen«, sagte er lauter, als er beabsichtigt hatte.

Die Häkelnadel bewegte sich weiter im Takt. »Du weißt, dass das keine gute Idee ist, lieber Bertie. Du weißt, *SIE* wäre davon nicht angetan.«

Er blieb im Türrahmen zwischen Wohnzimmer und Küche stehen und beobachtete sie stumm. Insgeheim gab er ihr recht. *SIE* war ihre Halbschwester. Und die Beziehung der beiden war noch nie unter einem guten Stern gestanden.

Bertie seufzte. »Dennoch fühle ich mich nicht wohl bei dem Gedanken, dass du hier alleine bist, in deiner Situation. Du sagst es mir, wenn du es dir anders überlegst, nicht wahr? Wenn du wieder nach Hause willst, lasse ich dir sofort einen Flug nach London buchen.«

»Ich habe kein Zuhause mehr«, sagte Miss Brooks steif. Die Nadel legte an Tempo zu. »Ich werde dir nicht lange zur Last fallen, Bertie.«

Er sah sie betroffen an. »Nein, so habe ich das nicht gemeint. Bleib hier, so lange du willst. Ich bin froh, wenn du hier bist. Es ist nur, es ist mir auch unangenehm. Der Zustand des Hauses. Hier ist seit den 80ern nichts gemacht worden ...«

Miss Brooks unterbrach ihn. »Das stört mich nicht, ich bin kein moderner Mensch, Bertie.«

Sie lächelte, legte das Handarbeitszeug weg und massierte ihre steifen Gelenke.

Bertie musste lächeln. Es stimmte. Seine Schwägerin war auf eine bezaubernde Art wie aus der Zeit gefallen. Er überlegte, woran es lag. Miss Brooks war eine mittelalte Frau. Sie hatte einen mittelalten zarten, hellen Teint, in dem die Zeit nicht mehr Spuren hinterlassen hatte als bei anderen mittelalten Frauen. Sie trug ihre dunkel getönten Haare kinnlang mit Stirnfransen. Eine Frisur, die auch zu einer 13-jährigen Ballettelevin oder einer 30-jährigen Modebloggerin gepasst hätte. Und ihre mittelalten graublauen Augen mit dem braunen Fleck in der linken Iris blickten nicht weniger interessiert in die Welt als die jüngerer Menschen. Nein, es lag *nicht* an ihrem Aussehen. Es lag an ihrem Verhalten. Vielleicht auch an der Sprache. Miss Brooks war Britin, hatte aber viel Zeit bei der österreichischen Großmutter verbracht. Das hatte ihr Deutsch geprägt. Sie sagte »famos« statt »geil«, »Grüß dich« statt »Hallo«, »Liebelei« statt »Affäre«. Und alle nannten sie

Miss Brooks. Immer schon. Was einst in der Schulzeit als Hänselei für ihre omahafte Attitüde begonnen hatte, war mittlerweile ihr Spitzname. Auch weil sie den Vornamen, der in ihrem Pass stand, nicht leiden konnte.

Miss Brooks griff zu einer Nähnaedel. Bertie erwartete, dass sie die Naedel der Puppe ins Herz rammen würde oder in den Kopf. Aber Miss Brooks fädelte den losen Faden, der von dem Püppchen hing, ein und fing an, diesen zu vernähen. Dann nähte sie eine Holzperle an. Aua, Jesus! Sie hatte sich in den Finger gestochen. Sie saugte an der Fingerkuppe. Erst als sie sicher war, dass kein weiterer Blutstropfen austreten würde, nahm sie eine Schere aus dem Handarbeitskoffer und schnitt die Überlänge des Nähfadens ab. Sie griff zu einem Stift und malte der Perle Augen, Nase und Mund auf.

»Hier.« Sie reichte das Püppchen ihrem Schwager. »Für dich.«

Das Püppchen war daumenlang, es schien ihm zuzuzwinkern.

»Danke«, sagte Bertie. Er fand das Ganze sonderbar, aber er bemühte sich um eine Miene, die diesen Umstand nicht preisgab.

Miss Brooks durchschaute ihn trotzdem. »Du solltest dem Püppchen zumindest eine Chance geben«, sagte sie mit sanfter Überzeugung.

Er lächelte. »Ich weiß nicht, ob ich das annehmen kann«, sagte er gespielt höflich. »Du hast dir so viel Mühe damit gemacht.« Er zeigte auf ihre Fingerkuppe. »Blut, Schweiß und Tränen.«

»Oh, ich habe noch mehr davon, du kannst dir so viele nehmen, wie du willst.«

Sie ging zu einem nussbraunen Kasten und öffnete die Tür mit Schwung. Sie griff nach einem großen Pappkarton, der darin stand, und hob ihn hoch. In diesem Moment löste sich der Boden der Schachtel. Hunderte Püppchen kullerten auf den Fußboden, blickten mit starren Puppenaugen in Richtung der mit Resopal verkleideten Zimmerdecke. Schienen ihn mit ihren roten Mündern anzugrinsen.

Bertie sah seine Schwägerin verdattert an. »Die hast alle du gemacht?«

»Natürlich!« Sie sah stolz aus.

»Aber wann? Ich meine, wie? Und vor allem, warum?«

Miss Brooks straffte ihre Schultern. »Mein lieber Bertie, ich bin nicht so anmaßend zu behaupten, dass ich der einzige Mensch bin, der Sorgen hat. Ich glaube, wir sind uns einig, dass es auf der Welt sehr viele Probleme gibt, die gelöst gehören.«

Sie ging wieder zum Sofa und nahm ein neues Knäuel Wolle aus der Tüte, die Bertie mitgebracht hatte. Sie wickelte den Faden um die Hand und fing an, Maschen anzuschlagen.

»Ich komme morgen wieder«, sagte Bertie. Sie nickte nur abwesend.

Zustechen, Faden packen, Schlinge zuziehen.

## KAPITEL 3 \_ PINOCCHIO

*Wenn Menschen wütend werden, hat das einen interessanten Effekt auf ihre Wahrnehmung von Zeit. Man nennt das Phänomen »Zeitverzerrung«. Normalerweise fühlen wir uns in stressigen oder emotional aufgeladenen Momenten so, als würde die Zeit langsamer vergehen. Aber wenn Wut ins Spiel kommt, erleben wir plötzlich, dass die Zeit viel schneller zu verrinnen scheint.*

Der Augarten erwachte. Jogger zogen ihre Montagmorgenrunden, den Blick starr auf den Kies vor ihnen gerichtet. Kaum einer nahm die Schönheit von Wiens ältestem Barockpark wirklich wahr. Die geometrische Landschaft, die akkurat geschnittenen Hecken, die bunten Broderie-Blumenbeete.

Pensionisten, die die senile Bettflucht frühmorgens aus dem Haus getrieben hatte, saßen auf Parkbänken und streckten ihre Gesichter in die Morgensonne. Eine übermüdete Mutter schob ihr zahnendes Baby im Kinderwagen vor sich her. Hoffentlich würde es an der frischen Luft endlich schlafen.

Der Park sah von oben betrachtet aus wie ein etwas verschobener Rhombus oder ein schiefer Papierdra-

chen. Am flachen Ende des Drachens stand der Flakturm. Ein Hochbunker aus dem Zweiten Weltkrieg. Er passte optisch so gar nicht zu dem barocken Schloss, zu seiner von Lavendelbüschen eingesäumten Lieblichkeit. Der Park war ein Touristenmagnet, Heimat der *Wiener Sängerknaben*, Sitz der *Porzellanmanufaktur Augarten*.

Der Brennmeister stellte seinen Wagen auf dem Parkplatz der Porzellanmanufaktur ab und ging mit beschwingtem Schritt Richtung Atelier. Vor dem Eingang stand der Lastwagen des Cateringunternehmens. Eine Mitarbeiterin balancierte eine Kiste mit benutzten Tellern und Gläsern an dem Brennmeister vorbei. Die Gläser klirrten. Noch immer waren nicht alle Spuren des Balles, der am Samstag stattgefunden hatte, beseitigt.

Der Brennmeister betrat das Gebäude. Er grüßte die Kollegin, die im Foyer die Karten für das Porzellanmuseum verkaufte, und ging dann in seine Werkstatt. Er stutzte. Irgendetwas stimmte hier nicht. Es roch anders. Nicht wie gewohnt nach feuchtem Ton und Glasur. Auch nicht nach dem harzigen Tannenduft der Terpentinfarbe. Nein. Der Geruch, der in der Luft hing, erinnerte ihn an die Kartoffelfeuer seiner Kindheit. Ein süßlich-rauchiger Geruch, der über die Felder wehte, wenn das halbtrockene Kartoffelkraut mitsamt den letzten Kartoffelkäfern nach der Ernte verbrannt wurde. Vor dem Brennofen lagen Scherben. Er kannte das Teil, das da zerbrochen war. Es war teuer gewesen. Er kratzte sich am Kopf und überlegte, was hier passiert war. Es

war mehr Intuition als Wahrnehmung, als er vorsichtig die Hand auf den Brennofen legte. Dieser war warm, obwohl gestern, Sonntag, kein Brennvorgang gestartet worden war. Ein ungutes Gefühl beschlich ihn. Er griff nach einem Lappen und betätigte das große Drehkreuz, mit dem die Tür des Ofens verriegelt war. Der Geruch nach verbranntem Kartoffelkraut wurde stärker. Ruß und Rauch quollen ihm entgegen. Winzig kleine Ascheteilchen schwebten durch die Luft. Der Brennofen war leer, nur der Boden war mit Asche bedeckt. Darin lag ein seltsam verformter Klumpen. Der Brennmeister blickte ratlos auf den Boden. Er entdeckte die Scherben einer Vase und sah, dass eines der Bruchstücke mit einer dunkelroten, klebrig wirkenden Flüssigkeit befleckt war. Er drehte sich um und rannte zurück in Richtung Foyer.

»Was hast du?«, fragten seine Kollegen, die ihm entgegenkamen.

»Geht da nicht rein«, sagte der Brennmeister. »Im Brennraum. Da ist etwas passiert. Wir müssen die Chefin informieren und die Polizei.«

\*

Luka Vukovic, jüngster Bezirksinspektor Wiens, Mitglied der Gruppe Baumgartner, Ermittlungsbereich 01 für Leib und Leben, erhielt den Anruf der aufgelösten *Augarten*-Geschäftsführerin, als er gerade dabei war, Oxyhora auf einen Zettel zu kritzeln.

schmerzlich schön  
teuflich gut  
geliebter Feind  
liebvolle Kampfansage  
glücklich verheiratet

Das letzte Oxymoron kritzelte er mit einem sarkastischen Lächeln hin. Luka war verheiratet. Unglücklich verheiratet.

Das Telefon läutete immer noch.

Eine Sekunde lang überlegte er, das lästige Bimmeln zu ignorieren. Er hatte die halbe Nacht mit Nicole gestritten. Er hatte heute wirklich keinen Bock auf Menschen. Aber dann nahm er den Anruf doch an.

Er drehte den Zettel mit den Oxymora um und machte sich darauf während des Gesprächs Notizen. Dann stand er auf und ging zu Rita Baumgartner.

»Da kam gerade ein Anruf von den Kollegen aus dem 2. Bezirk rein. Die vermuten ein Verbrechen in der *Porzellanmanufaktur Augarten*. Im Brennofen liegen ein Haufen Asche und Zeug, das wie Zähne und kleine Knochen aussieht.«

»Wie bitte?« Rita Baumgartner, Chefinspektorin des LKA und seine direkte Vorgesetzte, blickte auf. »Die versorgen uns, oder?« Sie sah Luka streng an. »Oder versorchst du mich?«

»Ich glaub, da ist wirklich etwas passiert.«

»Und warum stellst du den Anruf dann nicht zu mir durch?«

Luka hatte sich in den sechs Wochen ihrer Zusammenarbeit bereits an Ritas rüde Art gewöhnt. Dass er ungewöhnlich gleichmütig darauf reagierte, lag daran, dass er mit einer äußerst dominanten Mutter und zwei älteren Schwestern aufgewachsen war. Er war daran gewöhnt, von Frauen herumkommandiert zu werden, und auch, seine Ohren auf Durchzug zu schalten. Luka war jung, aber sein Gesicht hatte oft den tragikomischen Ausdruck eines alten Mannes.

»Was schaut denn so belämmert drein?«, fuhr sie ihn an. Rita war bekannt für ihre Wutanfälle. Sie explodierte regelmäßig. Ihrer Attraktivität tat dies interessanterweise aber keinen Abbruch. Selbst wenn ihr Gesicht wutverzerrt war, sah sie für Luka irgendwie sexy aus. Sie hatte kurze dunkle Haare, und einmal hatte Luka den Fehler gemacht, seine Meinung dazu zu sagen. »Nur schöne Frauen, denen alles passt, können kurze Haare tragen«, hatte er gesagt. Er hatte es als Kompliment gemeint, aber Rita war noch wütender geworden und hatte ihn angebrüllt, ob ihm wer ins Hirn geschissen hätte. Seither verkniff sich Luka Komplimente.

Rita rief die Kollegen im 2. Bezirk an und dann die Tatortgruppe. »Mitkommen«, knurrte sie in Lukas Richtung. »Wir fahren in den Augarten.« Es war klar, dass sie den Wagen lenkte. Kollege Hans Tauber von der Spurensicherung musste auf dem Beifahrersitz des Dienstwagens Platz nehmen. Luka quetschte sich in den Fond des Wagens. Das sieht jetzt so aus, als wenn ich das Kind der beiden wäre, dachte er.

Die Fahrt von der Berggasse zum Augarten dauerte keine zehn Minuten. Fünf Minuten davon verbrachte Rita damit, über die E-Scooter-Fahrer links und rechts der Straße zu schimpfen, die verbotenerweise auf den Gehsteigen fuhren. »Bitte gib dir das! Die dort fahren auch noch gegen die Einbahn! Diese Wappler. Das sind gleich einmal fünf Anzeigen«, schimpfte sie. »Und wenn man die anhält, plärrens rum wie trotzigte Achtjährige und faseln was von ›Einschränkung der Freiheit‹. Alles Vollpfosten.« Luka sagte nichts. Er fand Roller in der Stadt ganz praktisch und hatte selbst schon überlegt, sich einen anzuschaffen. Dreimal schon war ihm ein Fahrrad gestohlen worden. Einen Roller könnte er mit in die Wohnung hinaufnehmen. Und umweltfreundlich waren die Dinger auch. Aber die Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass man Rita besser nicht widersprach, wenn sie sich über irgendetwas echauffierte.

»Ist das Wetter nicht herrlich heute?« Hans versuchte, das Thema zu wechseln. Er hatte schon erlebt, dass Rita in solchen Situationen den Wagen anhielt, sich als Polizistin zu erkennen gab und den Verkehrssündern eine Standpauke hielt. Er fand, diesen Aufwand war die ganze Sache nicht wert.

Vor der *Porzellanmanufaktur Augarten* wartete ein halbes Dutzend Menschen im Freien. Ein einzelner junger Uniformierter, den Luka nicht kannte, stand am Eingang und bewachte das Gebiet zwischen dem Eingang und den Schaulustigen, die sich in respektvollem Abstand versam-

melt hatten. Er hielt die Handfläche vor, als wolle er jeden abwehren, der versuchte näherzukommen.

»Wir sind ja nicht blöd, wir haben keine Spuren verwischt«, sagte einer aus der Gruppe, der sich als der Brennmeister vorstellte. Er warf einen Apfelbutzen in die Büsche, bevor er den Kriminalbeamten seine Hand hinstreckte. Was immer geschehen war, es hatte ihm weder den Appetit verdorben noch die Sprache verschlagen.

»Jetzt heben S' Ihren Dreck aber schön wieder auf, oder wollen S' uns noch mehr Arbeit machen?«, herrschte ihn Rita an.

Der Brennmeister entschuldigte sich und hob das Kerngehäuse wieder auf.

»Und jetzt erzählen S' uns g'fälligst, was hier los ist.«

Bitte, ergänzte Luka in Gedanken, aber laut sagen traute er sich das nicht.

Der Brennmeister wirkte zerknirscht wie ein Schüler, als er zu sprechen begann. Aber dann sprudelten die Worte nur so aus ihm heraus. »Ich bin in der Früh wie üblich zu meiner Schicht gekommen, und dann hab ich bemerkt, dass im Brennofen was verbrannt wurde, und wir glauben, es ist ein Mensch. Wegen der blutigen Scherben vom *Pinocchio*, und weil da was in der Asche war, das wie Knochen ausschaut.«

»Halt, halt, was für ein *Pinocchio*?«, fiel ihm Rita ins Wort.

»*Pinocchio* ist eine Stehaufvase«, erklärte die Geschäftsführerin von *Augarten*, die hinzugekommen war. »Warten Sie, ich hole Ihnen eine.« Sie ging in den Schauraum

und kam mit einer bauchigen Vase mit einem langen Hals zurück.

»Hier, ich erkläre Ihnen, wie sie funktioniert. Sehen Sie dieses kugelförmige Unterteil? Es ist innen mit Blei ausgegossen. Wenn man versucht, die Vase hinzulegen oder in die Waagrechte zu drücken, richtet sie sich immer wieder von alleine auf wie ein Stehaufmännchen.«

Sie ging zu einem Tisch im Foyer, ließ die Vase ihr Kunststück vorführen und drückte sie dann Luka in die Hand. Die Vase war überraschend schwer. »Damit kannst schon wen erschlagen«, sagte Luka.

Rita warf ihm einen Blick zu, der schwer zu deuten war, aber dazu führte, dass Luka die Vase wieder abstellte. »Hans, komm mit. Wir schauen uns das aus der Nähe an. Luka, du bleibst mit den Leuten hier und verhalt dich ruhig. Stillbeschäftigung.«

Luka zuckte mit den Schultern. Das Letzte hätte sie sich sparen können, dachte er.

Der Brennofen war ein circa acht Kubikmeter großer Kubus, dessen Vorderseite sich komplett öffnen ließ, um Wagen mit ungebrannter Tonware hineinzuschieben. Er wurde mittels Display eingeschaltet. Ein Druck auf den Startknopf, und im Inneren des Ofens schossen aus sechs kreisrunden Löchern Flammen.

Hans zog seine Schutzkleidung an und widmete sich dem Inneren des Ofens. »Die Asche müssen wir ins Labor schicken, aber es sieht tatsächlich aus wie menschliche

Zähne und Knochenreste. Ich ruf gleich die Kollegen an, dass wir einen Tatort haben.«

»Ist das alles, was von einem Menschen übrig bleibt?«, fragte Rita.

»Der Brennofen hier erreicht Temperaturen bis zu 1.300 Grad, das ist genauso heiß wie ein Krematorium. Das da hinten«, er deutete auf einen Klumpen, »das sieht mir aus wie Metall. Könnte ein künstliches Gelenk sein.«

Der Tatortexperte runzelte die Stirn. »Und das da auf den Scherben – wie nennen sie die Vase hier noch mal? *Pinocchio*? Also das Dunkelbraune ist mit ziemlicher Sicherheit getrocknetes Blut. Wir sperren hier alles ab, und ich rufe die Kollegen an.«

»Kann man da noch DNA feststellen?«, fragte Rita.  
»Wenn hier ein Mord begangen wurde, dann muss jemand vermisst werden.«

Die Geschäftsführerin von *Augarten*, die am Eingang des Brennraumes stehen geblieben war, meldete sich zu Wort. »Es wird tatsächlich jemand vermisst«, sagte sie. »Jacques Bernard, Zonenchef der Kosmetikfirma *Très Loué*. Er war Gast auf unserem Event am Samstag. Er ist nie in seinem Hotel angekommen.«

## KAPITEL 4 \_ BERTIES BART

*Ein Mann, der sich täglich rasiert, verbraucht dafür 4,5 Monate oder 139 ganze Tage seiner Lebenszeit.*

Suzy stand vor dem Küchenblock und beobachtete ihren Mann Bertie. Dieser stand barfuß mit krummem Rücken vor dem knusprigen Brot, welches das Kindermädchen Polina nach korrekter mehrtägiger Sauerteigführung gebacken und erst vor wenigen Minuten aus dem Ofen geholt hatte. Bertie pickte mit feuchten Fingerkuppen die Sonnenblumenkerne von der Kruste und führte diese zum Mund, wieder und wieder.

Suzy spürte die wohlbekanntete Irritation, die sie in Gegenwart ihres Mannes immer öfter überkam. Ein Gefühlscocktail aus Verärgerung, Enttäuschung und Frustration, in den sich oft auch ein Hauch Ekel mischte. Sie wusste auch genau, wann sie die Irritation zum ersten Mal verspürt hatte. Es war der Tag gewesen, an dem Bertie nach einer mehrtägigen Dienstreise ins Pariser Headquarter des Kosmetikkonzerns *Très Loué* plötzlich mit Bart vor ihr gestanden war.

»Was wird das?«, hatte Suzy gefragt und nervös gelacht, als Bertie seine Brille ablegte und sie in die Arme nahm.

Der Bart kratzte. Bertie roch unangenehm nach Essigchips, Bier und schaler Flugzeugluft.

Bertie zwirbelte sein Barthaar. »Das ist jetzt modern. *Très Loué* hat eine ganze Kollektion an Bartpflegeprodukten herausgebracht. Bartöl, Bartwachs, Bartshampoo, Bartconditioner, Bartwuchstonic ...«

Suzy unterbrach Bertie. »Ja, aber warum machst *du* da mit?«

Bertie gab ihr keine Antwort.

Für Suzy war es der Beginn einer Entfremdung. Mit Bestürzung stellte sie fest, dass sein Gesicht mit Bart überhaupt nicht mehr das war, was sie beehrte. Bertie mit Bart war für sie komplett unerotisch. Die Gesichtsbehaarung hatte den Helden ihrer Jugend in einen Weihnachtsmann verwandelt. Der Tag, an dem Bertie beschlossen hatte, sich einen Bart stehen zu lassen, markierte den Beginn eines Risses in der Beziehung der beiden, der sich nach und nach zu einem Spalt und schlussendlich zu einer tiefen Kluft weitete. Für Suzy fühlte sich die Kluft oft an wie eine klaffende schmerzende Wunde. Sie hatte Bertie so beehrt, und jetzt empfand sie das Erkalten ihrer Gefühle als eine einzige Enttäuschung. Sie merkte, wie sich die Enttäuschung in Zorn verwandelte. Jähen, wilden Zorn.

Bertie fuhr herum, als er seine Frau im Türrahmen bemerkte. Sie brauchte seine Beschäftigung mit dem Brot gar nicht zu kommentieren. Ihr Blick genügte. »Entschuldige«, sagte Bertie, »aber das riecht so gut. Ich konnte nicht widerstehen.« Ein Sonnenblumenkern klebte in seinem Bart.

Suzy trat näher, Bertie pickte immer noch Kerne mit feuchten Fingerkuppen vom Brot.

Suzy nahm das Messer, das daneben lag, und stach zu.

Der Stich war so heftig, dass die Klinge des Messers im harten Akazienholz des Schneidbrettes stecken blieb. Genau an der Stelle, an der eben noch Berties Hand gewesen war, die dieser reflexartig und zu Tode erschrocken zurückgezogen hatte.

»Spinnst du jetzt komplett?«, brüllte er.

»ICH HASSE DAS!!!«, schrie Suzy. »Am Brot herumkletzeln. Das ist eklig. Du bist eklig, du widerst mich an.«

»Du bist ja nicht normal, das ist komplett irre. Du wolltest mir ein Messer in die Hand rammen, du Verrückte!«

Bertie trat einen Schritt auf Suzy zu und packte sie an den Armen, woraufhin Suzy gellend zu schreien begann.

»Lass mich los, du tust mir weh!«

»Ich tu dir weh? Du bist gerade mit einem Messer auf mich losgegangen!«

»Lass mich sofort los!«

»Nur wenn du mir versprichst, dass du dich wieder normal benimmst!«

Berties Stimme überschlug sich. Sie spürte, wie seine Angst, sein Entsetzen sich in Ärger verwandelte. Dominanz, die sie anmachte. Plötzlich war alles wieder wie früher. Sie zappelte unter seinem Griff, aber nicht mehr so stark. Und dann küsste sie ihn. Gierig, heftig. Bertie reagierte nicht gleich darauf. Sie merkte seine Verwirrung, seine Unsicherheit, sich auf sie einzulassen. Und dann küsste er sie zurück. Und sie ließ sich dar-

auf ein, bis sie spürte, dass sein Bart kratzte. Sie biss ihn in die Lippe.

»Aua, was zum Teufel ...« Bertie schreckte zurück. Er fuhr mit seiner Zunge über die Lippe, schmeckte Metall, schmeckte Blut. Er ließ von Suzy ab. Sein Blick drückte nichts als Fassungslosigkeit aus.

»Ist alles in Ordnung?« Eine gurrende Altstimme. Ein rollendes R.

Bertie drehte sich um. Polina, das Kindermädchen der Sprünglis, stand im Türrahmen. Er war sich nicht sicher, wie lange sie schon dort gestanden war. Suzy warf Polina einen Blick zu, den Bertie nicht deuten konnte.

»Alles in Ordnung, Polina«, sagte Suzy. »Ich bin nur mit dem Messer ausgerutscht und habe mich erschreckt.« Sie lächelte schmallippig und steckte das Messer zurück in den Messerblock.

Bertie merkte, dass er nach Schweiß stank. Dem Angstschweiß, der ausgebrochen war, als das Messer auf seine Hand niedergesaut war. Er fühlte sich verwirrt, verletzt, frustriert, angeturnt und verschmäht. Mit eingezogenem Kopf und einem halbsteifen Penis in der Hose entfernte er sich aus der Küche.

Suzy atmete durch und rieb sich die Schläfen.

»Alles in Ordnung? Hast du Kopfschmerzen, soll ich dir einen Tee mit Wacholder und Ingwer machen?« Polina sah die Hausherrin fragend an. Suzy schüttelte den Kopf. Polina legte das Brot, auf dem nur mehr die Abdrücke der verspeisten Sonnenblumenkerne zu sehen waren, in

die Brotdose und berührte Suzy leicht an der Schulter. »Oder etwas Lavendelöl. Wenn man das auf den richtigen Druckpunkten einmassiert, geht es einem sofort besser. Wir könnten auch gemeinsam Yoga machen.« Polina warf einen Blick auf die Küchenuhr. »Ich hole in einer Stunde Roderick und Finnea vom Sport ab, aber eine Kurzsession geht sich aus.«

Suzys Augen glitzerten kurz, aber dann winkte sie ab. »Das geht heute nicht.«

Polina sah Suzy lange an. Gestresst sah sie aus. Eine tiefe Falte hatte sich zwischen den Brauen eingegraben.

»Dann lass mich dir wenigstens einen Oxymel-Drink machen.«

Das Kindermädchen griff zu einer Flasche mit selbst angesetztem Sauerhonig und zu einer Karaffe Wasser, auf deren Grund sich bunte Steine befanden. Sie nahm ein Glas und vermischte beides.

Suzy beobachtete sie und merkte, wie allein das ihre negativen Emotionen vertrieb und sie plötzlich eine tiefe Zuneigung verspürte. Dabei hatten sie ihre Freundinnen von der Expat-Gruppe *Vienna Vagabonds* vor Polina gewarnt. Ein Kindermädchen, das jung und schön ist. Das bringt nur Probleme. Die hatten ja keine Ahnung. Polina war weder an Luxus noch an einem Techtelmechtel mit einem reichen Mann interessiert. Suzys überbeuerte Kosmetik von *Très Loué* ließ sie genauso kalt wie der Mann mit dem Bart, dessen Firma diese produzierte.

Suzy liebte es, die junge Frau zu beobachten. Ihre anmutigen Bewegungen, ihr offenes Lächeln, die gro-